



Der vagabundierende Kulturwissenschaftler

Eine Radtour durch Österreich,
Tschechien und Deutschland

Roland Girtler

ROLAND GIRTLER

DER VAGABUNDIERENDE
KULTURWISSENSCHAFTLER

Eine Radtour durch Österreich, Tschechien
und Deutschland

2014



BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Für meine Enkelkinder Sigrid, Viktoria, Caroline, Freya, Laurin, Alwin, Emilia und Wendelin, die ebenso wie ich Freude am Vagabundieren haben

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: © Roland Girtler

© 2014 by Böhlau Verlag GmbH & CoKG, Wien Köln Weimar
Wiesingerstraße 1, A-1010 Wien, www.boehlau-verlag.com

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Lektorat: Gabriele Fernbach
Korrektur: Kerstin Dresing
Einbandgestaltung: hawemannundmosch, Berlin
Satz: Bettina Waringer, Wien

Druck und Bindung: Finidr, Cesky Tesin
Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier
Printed in the EU

ISBN 978-3-205-79537-7

Inhalt

DIE RADTOUR UND DAS LANGZEIT-MANUSKRIFT	9
DIE WETTE.	II
KLEINE EINFÜHRUNG IN DIE KUNST DES VAGABUNDIERENS	14
1. TAG – VON WIEN AN DIE MOLDAUSTAUSEEN	16
Die Ausrüstung – das Rad	16
Über die Grenze an die Moldau	17
Einsamkeit und Poesie des feldforschenden Radfahrers und Pilgers	27
Paracelsus, der vagabundierende Gelehrte als Vorbild für den Radfahrer	30
2. TAG – VON DER MOLDAU NACH ZWIESEL	32
Der Fremde, der Gast und die Göttlichkeit des Bettlers	39
3. TAG – VON ZWIESEL NACH MARKTREDWITZ	45
Altes soziales Rebellentum an der Grenze – Schmuggler	50
4. TAG – VON MARKTREDWITZ NACH ILMENAU	55
Gambrinus, der Schutzherr von Wanderern, die gerne Bier trinken	55
Der alte Todesstreifen der ehemaligen DDR	59
Gasthaus, Bier und die „Stasi“.	65
Bösewichte und heitere Gelassenheit	68
5. TAG – VON ILMENAU NACH EISENACH (UND KASSEL)	71

Der revolutionäre Student von 1817	74
Vortrag an der Universität Kassel – „Die feinen Leute“	79
Schwarz-rot-goldene Revolutionäre und Wanderer	84
6. TAG – VON KASSEL NACH HEMELN	
AN DER WESER	90
Das Ritual der Disputation	90
Der Fährmann und das Ritual des Überganges	93
7. TAG – VON HEMELN ÜBER BODENFELDE NACH	
SCHWARMSTEDT	97
In Bodenfelde – die Partnerschaft mit Spital am Pyhrn	97
Die Lüneburger Heide	102
Frische Luft und Wissenschaft	104
8. TAG – VON SCHWARMSTEDT NACH WIETZENDORF	108
Das Fahrrad als edles Fortbewegungsmittel –	
Hermann Löns	108
Der Schrecken des Zweiten Weltkriegs –	
die Verwundung meines Vaters	110
Ich treffe meine Schwester Erika bei Meister Lange	111
Meine Mutter überwand den Stacheldraht	117
Im Moor der Heide versunken	119
9. TAG – VON WIETZENDORF NACH HAMBURG	122
Das Problem der Nationalparks	123
Zu Gast – heiße Erdäpfel – Diskussionen	125
Der Brief des Vaters einer Dirne	129
Zur Geschichte und Verfolgung des fahrenden Volkes	132
Die alten Wanderburschen	136
10. TAG – VON HAMBURG NACH KÜHLUNGSBORN	140

Der Waldfriedhof – Spuren des Rassismus	140
An der Ostsee	142
Zur Kultur der Herbergen: Gastprostitution, schöne Wirtinnen und heitere Damen beim Konzil.	144
11. TAG – VON KÜHLUNGSBORN NACH STRALSUND . . .	152
Das Papier und die Gelehrten.	152
Der Kulturwandel im Osten und seine Schwierigkeiten.	154
Der Zauber des Hotels – das klassische Stundenhotel	161
Die Tradition der Gaukler.	163
12. TAG – UMRUNDUNG RÜGENS	166
Das Schicksal des Philosophen Schlick und Ernst Moritz von Arndt	167
Der Zauber der Häfen und ihre Sittengeschichte	175
13. TAG – VON STRALSUND DURCH MECKLENBURG NACH MIROW	179
Fritz Reuter – „Aus meiner Festungszeit“	180
Alte Armut und Kindererziehung beim fahrenden Volk.	185
14. TAG – VON MIROW NACH BERLIN	190
Bei meinem Freund Heinz Grünert	195
Johannes L. – ein Vagabund der Großstadt	197
15. TAG – VON BERLIN NACH DRESDEN	202
Der ruhelos in seiner Fantasie wandernde Karl May vulgo Old Shatterhand vulgo Kara Ben Nemsí	203
Das Auto als des Kapitalismus „liebstes Kind“.	210
16. TAG – VON DRESDEN NACH MĚLNÍK	213
Dirnen an der Straße	214

Die „Lindenwirtin“, der Schipkapass, altes	
Prager Studentenleben – Egon Erwin Kisch	216
Mělník – alter Adel und Fremdenverkehr	226
17. TAG – VON MĚLNÍK NACH IGLAU	229
Der ausgestopfte „hochfürstliche Mohr“ Angelo Soliman	229
In Lissa an der Elbe – meine Vorfahren Franz	
und Dominik zur Zeit Napoleons.	233
Paradeiser – meine österreichische Sprache	238
18. TAG – VON ZNAIM NACH WIEN	241
Der Auswanderer Charles Sealsfield.	241
Die Berührung von Heimat und Fremde – Karl Renner	244
Napoleon und das Weinviertel	247
RÜCKBLICKENDE UND ZUSAMMENFASSENDE	
GEDANKEN ZU DEN FREMDEN UND WANDERNDEN	249
DER RADFAHRER ALS REISEKÜNSTLER	266
DIE EINLÖSUNG DER WETTE – DAS SYMPOSION IM	
„SPATZENNEST“	268
VERWENDETE UND WEITERFÜHRENDE LITERATUR	270
ANMERKUNGEN	273
Abbildungen	277

Die Radtour und das Langzeit-Manuskript

Im Sommer 1993 fuhr ich mit dem Fahrrad von Österreich nach Kassel, wo ich an der Universität einen Vortrag halten und gleichzeitig am Rigorosum, in Deutschland spricht man von der Disputation, einer netten Studentin teilnehmen sollte. Diese Studentin hatte, da sie einige Semester an der Universität Wien studiert hat, mich gebeten, einer der Betreuer und Gutachter ihrer kulturwissenschaftlichen Dissertation zu sein. Ich kam ihrer Bitte gerne nach. Die Dissertation reichte sie schließlich an der Universität Kassel ein.

Ich kündigte an, mit dem Fahrrad zum Rigorosum nach Kassel zu kommen. Frau Bettina Becker, so der Name der betreffenden Studentin, war gespannt, ob ich diese Idee wahr machen würde.

Von Kassel radelte ich weiter nach Hamburg und schließlich nach Rügen. Zurück ging es über Berlin und durch die Tschechische Republik nach Wien.

Das Besondere an dieser Radtour, die für mich zu einer spannenden, abenteuerlichen Fahrt wurde, ist, dass sie nach dem Wegfall des Eisernen Vorhanges zur DDR und zu Tschechien – noch vor dem Beitritt Tschechiens zur EU – stattfand. Diese Tour ist also auch von zeitgeschichtlicher Bedeutung.

Der vorliegende Bericht hätte schon lange erscheinen sollen, doch das Manuskript, das ich Ende 1994 fertiggestellt hatte, war eine Katastrophe, es war auf schlechtem Papier, auf einer alten Schreibmaschine geschrieben und mit vielen handschriftlichen Einfügungen, meist mit Bleistift, versehen. So war es kaum verwertbar. Immer wieder bastelte ich an dem Manuskript. Da es für mich bald selbst nicht mehr überschaubar war, ließ ich es einfach eine Zeit lang liegen, um später daran weiterzu-

arbeiten. Im Frühjahr 2011 machte ich mich daran, es erneut durchzusehen und zu ordnen. Meine liebe Frau Gemahlin Birgitt erklärte sich bereit, den Text in den Computer einzugeben. Im Dezember 2011 war das schöne Manuskript fertig – als Vorlage für dieses Buch, das ich nun der freundlichen Öffentlichkeit übergebe. Vorab sei jedoch meiner Frau Gemahlin mit einem ergebenen Handkuss ganz herzlich gedankt.

Als ich bereits um 1987 mit dem Fahrrad entlang österreichischer, italienischer und deutscher Grenzen unterwegs war, versuchte ich vor allem, mit Schmugglern in Kontakt zu kommen. Meine Absicht war, das Leben jener verwegenen Leute zu studieren, die in schwierigen Zeiten Dinge über Grenzen brachten, die die kleinen Leute benötigten, wie Zucker, Saccharin, Schnaps, Zigaretten und sogar Bücher (R. Girtler, *Über die Grenzen – ein Kulturwissenschaftler auf dem Fahrrad*). Ich erlebte Erzählenswertes, verband es mit kulturwissenschaftlichen und soziologischen Gedanken, die ich beim Radfahren entwickelte, und schrieb ein Buch. Jemand meinte in einer Zeitschrift zu diesem Buch, es sei sowohl ein spannender Bericht über eine Radtour als auch eine Art heiteres Lehrbuch der Soziologie geworden. Ich fühlte mich geehrt. In meinem Buch „Die Lust des Vagabundierens – eine Pilgerreise nach Assisi“ (Wien, Böhlau-Verlag 2001) mache ich mich auf, um vor allem den Spuren der Römer, der Goten und der Pilger, die zum heiligen Franz nach Assisi führten, zu folgen und die damit verbundene Geschichte darzutun.

Das vorliegende Buch, das auf dieser Radtour im Sommer des Jahres 1993 beruht, will etwas Ähnliches, nämlich eine kulturwissenschaftliche Betrachtung über das Reisen, Wandern und Vagabundieren, gemeinsam mit Hinweisen auf die Geschichte der rebellischen Studenten des 19. Jahrhunderts, der Dirnen und anderes mehr – stets in Verbindung mit den jeweiligen Tagesetappen.

3. Tag – Von Zwiesel nach Marktredwitz

Im Gasthof Kropfhammer habe ich gut geschlafen. Ich packe zusammen, setze mich, schon im Raddress, in dem rustikal gemütlichen Gastzimmer an einen gedeckten Frühstückstisch und lasse mir Tee und Butterbrot gut schmecken. Einige Wandersleute in bunter Wanderkleidung machen sich zum Tagesausflug bereit. Mit einem Herrn komme ich ins Gespräch. Er erzählt von einer langen Wanderung durch den Bayerischen Wald, die bis nach Passau fortgesetzt werden soll. Es sind tüchtige Geher, die zwar keine Marathonstrecken bewältigen wollen, aber trotz leichten Regens die Wege durch die Wälder und über die Hügel zu genießen scheinen. Mir sind sie sympathisch, diese kleinen Helden, die ohne Auto, aber mit frischem Mut, per pedes apostolorum durch die Gegend vagabundieren. Ich wünsche ihnen viel Glück, bezahle bei der Wirtin mein Zimmer, nehme meine Radtasche und hole mein Fahrrad aus dem Keller des Gasthauses, wo es in der Nacht abgestellt war.

Die Temperatur ist eher kühl. Den ersten heißen Julitagen folgen nun weniger warme, wie ich merke. Ich habe aber Glück und entkomme dem drohenden Regen. Mit einem Pullover bekleidet, beginne ich mein Tagespensum von etwa 180 Kilometern nach Marktredwitz herunterzutreten. Gegen acht Uhr befinde ich mich auf der Straße in Richtung Längsdorf. Es ist eine Nebenstraße, die ich empfehlen kann. Überhaupt ist es prachtvoll, durch den Bayerischen Wald zu radeln. Es gibt, wie meine Landkarte zeigt, schöne kleine Straßen, die nach Norden führen und von einem grünen Rand gesäumt sind. Es ist also amtlich per Karte festgehalten, dass es hier besonders schön ist, und es gefällt mir tatsächlich. Die Straßenkarte steckt in einer kleinen Tasche am Lenker. Sie ist so unter einer durchsichtigen Plastikfolie zusammen-

gelegt, dass ich die Reiseroute ablesen kann. Ich pflege keine Karte mit einem kleinen Maßstab mitzunehmen. Die sind wenig übersichtlich und für Autofahrer und Menschen geeignet, die auf Nebenstraßen nur zwanzig oder dreißig Kilometer mit dem Fahrrad fahren.

Ich habe Größeres vor, daher brauche ich stets Karten mit einem großen Maßstab, auf denen ich mit einem Blick meinen geplanten Weg erfassen kann. Auf so einer Karte sind sehr wohl die kleinen Dörfer und stolzen Märkte festgehalten, die ich durchradle. Das genügt mir. Zu viele Beschriftungen verwirren eher, als dass sie dem aufmerksamen Radler auf der Suche nach schönen Wegen helfen. Ich „velopediere“ dahin und hoffe, heute bis Marktredwitz zu gelangen. Die nächste Station ist Bodenmais. Mir gefällt die Gegend. Dunkle Wälder wechseln mit grünen Wiesen ab, schmale, dicht bewachsene Gräben lassen auf Bäche schließen. Eine bunte Natur, die dem Urlauber, der Stille sucht, gefällt. Die Straßen sind mäßig befahren.

Ich komme nach Cham, einem trutzigen Städtchen mit prächtigem alten Rathaus und einer Burgruine. In einem kleinen Geschäft genieße ich Kakaomilch, die ich in den Pausen meines Pedaltretens gerne trinke. Vielleicht steckt im Kakao ein besonderes Mittel, das den Radfahrer kräftigt. Ab Cham benütze ich die Hauptstraße, die zu meinem Erstaunen auf der Karte als „Bayerische Ostmarkstraße“ eingezeichnet ist. Der Himmel ist bedeckt, was mich nicht stört. Ich bin schnell unterwegs, ohne zu schwitzen, und der einzige Radfahrer auf Tour. Hin und wieder begegnen mir Radler, die ohne Gepäck unterwegs sind. Sie machen keine Tour, sondern bewältigen Tagesausflüge oder nur kurze Strecken. Vielleicht sind es Urlauber, die die Gegend einfach genießen. Der Autoverkehr ist auch hier ein gemäßigter, und ich merke, dass die Autofahrer auf mich als Radler sehr gut aufpassen. Vielleicht, weil sie in mir ein seltenes Exemplar sehen, ein Relikt vergangener Zeiten, eine Art Dinosaurier in Miniatur auf dem Fahrrad. Schließlich bin ich mit

Gepäck unterwegs und unterscheide mich von all den Helden der Straße, die in der Freizeit ein paar Kilometer auf dem Rad verbringen. Die wahren, noblen Herren der Landstraße – ich wage, sie als Aristokraten der Landstraße zu bezeichnen – sind jene, die mit dem Gepäck unterwegs sind und ohne Auto auskommen. Zu ihnen rechne ich mich in aller Bescheidenheit.

Als ich heuer an meinem Geburtstag mein Rad, ohne abzusteigen, über den Großglockner lenkte, begegnete ich bei der Abfahrt einigen wackeren Radfahrern, die mit Radtaschen fuhren und sich zwischen vielen Autos bergauf mühten. Langsam waren sie unterwegs, aber mit stolzer Miene, und blickten abschätzend auf die Autolenker, wie mir schien. Die Radfahrer grüßte ich laut und verneigte mich höflich, in dem Bewusstsein der großartigen Leistung, als ich ihnen bei meiner Abfahrt vom Hochtort entgegenkam. Weniger große Wertschätzung meinerseits fanden jene Radler, die auf schnellen Rädern ohne Gepäck die Straße hinaufzogen. Sie haben ihre Autos am Fuße der Großglockner-Hochalpenstraße geparkt. Zu diesen kehren sie wieder zurück, um ihre Räder auf dem Autodach anzubringen. Zu diesen Radlern habe ich wenig Beziehung und freue mich über die Aristokraten der Straße, die auch Rast machen und diese mit Broten und Getränken aus den Radtaschen genießen.

An sie denke ich, während ich durch den Bayerischen Wald radle. Sanfte Hügel wechseln einander ab. Die Strecke ist nicht langweilig, es geht bergauf und bergab, das erfreut den Radfahrer, vor allem wenn es bergab geht.

Ich fahre am Städtchen Weiden vorbei nach Windischeschenbach. Auch hier das geheimnisvolle Wort „Windisch“, das mich seit meiner Kindheit fasziniert, denn der Nachbarort meines Heimatdorfes Spital am Pyhrn nennt sich Windischgarsten. Ich konnte mir früher nie erklären, was der Name bedeutet und woher er kommt. Erst später an der Universität, als ich Ur- und Frühgeschichte studierte, wurde mir klar,

dass „Windisch“ auf eine alte slawische Besiedlung hinweist. Im Wort „Garsten“ steckt wahrscheinlich das slawische Wort „hrad“ für Burg. Allerdings meinte ein Schulmann aus Windischgarsten, nicht „Grad“ sei das Wort, sondern „gravastu“, das so viel wie Gestrüpp heißt, aus dem sich Garsten entwickelt haben soll. Der Mann namens Kuschee, den ich sehr schätze, war überrascht, als ich ihm erzählte, ich hätte mich auf „Grad“ als Vorform von „Garsten“ festgelegt. Diese Weisheit stammte allerdings nicht von mir, sondern von einem meiner Universitätslehrer. All dies kommt mir in den Sinn, während ich an Windischeschenbach vorbeiradle. Also auch hier erinnert ein Wort an eine alte slawische Besiedlung, die es ja tatsächlich in diesem breiten Grenzraum zwischen Germanen und Slawen, zu dem auch das Gebiet des heutigen Österreich gehört, gegeben hat. Es war vor allem das 8. Jahrhundert, in dem sich die Bayern aufmachten, um den Osten zu kolonialisieren. Die Bayern gehören also auch zu den Stammvätern Österreichs. Ein österreichischer Botschafter hatte einmal vor Jahren bei einer Kölner Karnevalsveranstaltung, die im Fernsehen übertragen wurde, launig erklärt, die Bayern seien für die Österreicher das, was der Neandertaler für die Rheinländer sei. Er erhielt dafür viel Gelächter und Applaus.

Ich befinde mich also in einer Region alter bayerischer Kultur, die auf slawischer aufbaut. Heute noch grenzen sie aneinander, die ehemalige Tschechoslowakei ist nicht weit.

Diese Grenze spielt in der Geschichte eine große Rolle. Sie war eine starre Grenze, die nun in Bewegung gerät. Das erleichtert den Schmuggel, der hier auf alten Traditionen fußt. Junge Leute waren es, die als Schmuggler wichtige Dinge des Alltags hin und her transportiert haben, durch Tirschenreuth – ein alter bayerischer Name – nach Mitterteich.

Bei einer Telefonzelle mache ich halt, lehne mein Rad an, betrete sie und nehme mir das Telefonbuch von Marktredwitz, den Ort, in dem ich zu übernachten gedenke. In der Rubrik Gasthäuser finde ich eines

mit dem poetischen Namen „Zum Gambrinus“. Das klingt gut, und ich rufe dort an. Der Wirtin erkläre ich, dass ich ein Zimmer suche. Sie hat eines, und erst jetzt erwähne ich, dass ich mit dem Rad unterwegs bin und ungefähr in einer Stunde ankommen werde. Es sind noch fünfzehn Kilometer zu radeln und nachdem ein vagabundierender Radfahrer möglicherweise als zahlungsunfähig und Zechpreller eingestuft wird, bleibe ich vorsichtshalber bei dieser bewährten Methode der Zimmerreservierung. Wohl hat sich bei der Einstellung zu Radlern in den letzten Jahren einiges geändert, aber ich bin lieber vorsichtig, denn ich will gut schlafen und radle meinem Ziel zuversichtlich entgegen, nachdem die Wirtin des Gasthauses „Zum Gambrinus“ mir ihre Freude über meine zu erwartende Ankunft fernmündlich übermittelt hat. Ich trete kräftig in die Pedale und bin bald in Marktredwitz.

Das alte, fest gemauerte Wirtshaus liegt in der Mitte der kleinen, geschichtsträchtigen Stadt. Der lang gezogene Platz wird an einer Seite von einem Stadttor begrenzt, das Zeuge einer alten Befestigung ist. Das Wirtshaus „Zum Gambrinus“ hat eine gemütliche Wirtsstube, ganz anders als die Pizzerias und modernen Restaurants. Alles hier spiegelt noch die alte Zeit wider, als Fuhrwerker ihr Bier tranken und müde Wanderer den Staub der Landstraße abschüttelten, um sich auf der Wirtshausbank auszuruhen. Heute sitzen einige ältere Herren hier und erfreuen sich am Kartenspiel. In diesem Wirtshaus, einem Relikt vergangener Tage, werde ich heute übernachten. Es gefällt mir, auch wenn es wenig Komfort gibt. Das Zimmer ist sehr einfach und liegt im ersten Stock, das WC ist am Gang. Dennoch bin ich froh, hier schlafen zu können. Ich esse noch eine Kleinigkeit und spaziere im Anschluss langsam über den Platz. Aus Inschriften erfahre ich einiges über die Vergangenheit des Ortes.

Dann lege ich mich aufs Ohr, wohl wissend, dass das Rad im Keller des Hauses gut untergebracht ist.

Mir fällt ein, dass diese Gegend für junge Burschen interessant war.

ALTES SOZIALES REBELLENTUM AN DER GRENZE –
SCHMUGGLER

Das Städtchen Marktredwitz hat nicht nur ein schönes, altes Wirtshaus mit einer netten Wirtin, die auf bewegte Jahre zurückblicken kann, auch über Schmuggler lässt sich einiges berichten. Als ich über Grenzen und Schmuggler forschte, hörte ich von einem lieben Freund, in Marktredwitz gebe es Leute, die in der Zwischenkriegszeit dem ehrbaren Gewerbe des Schmuggelns gefrönt hätten. Ich schrieb daher an das Bürgermeisteramt der Stadt einen freundlichen Brief mit der Bitte um nähere Auskunft und erhielt sie auch. Eine liebenswürdige Dame mit dem einprägsamen Namen Kalbskopf, sie ist Archivoberinspektorin, antwortete mir. Ich werde ihren Namen nicht so schnell vergessen, weil mich Kalbskopf an den klassischen Viehschmuggel erinnert, den es auch hier gegeben hat. Über die Grenze trieb man in den 1920er-Jahren auf geheimen Wegen das Vieh aus der neu gegründeten, Tschechoslowakischen Republik, wo es billiger war, nach Österreich. Dort wurde es über Weitra, die alte Landstraße entlang, in die Kaiserstadt gebracht und gut verkauft.

Aber nicht nur Vieh schmuggelte man, sondern all jene Dinge des täglichen Gebrauchs, die in Bayern teurer waren als in der damaligen Tschechoslowakei. Dazu gehörten, wie mir die freundliche Frau Kalbskopf mitteilte, Textilien, Kleiderstoffe, Kleider, Strümpfe und Trikotagen. Besonders Frauen, von denen die Archivoberinspektorin ihr Wissen hat, waren dabei aktiv. Ähnlich war es damals auch an der österreichisch-tschechoslowakischen Grenze im nördlichen Waldviertel, wo ich ebenfalls Gespräche mit alten Schmugglern führte. Dort erzählte man mir, dass Frauen, wenn sie zu einem im heutigen Tschechien gelegenen Wallfahrtsort gepilgert waren, bei ihrer Rückkehr wesentlich dicker aussahen. Dies deswegen, weil sie sich die preislich günstigeren

Stoffe, die sie im Wallfahrtsort erstanden hatten, in den Hinterzimmern der Geschäfte gleich um den Leib gewickelt hatten. Den Zöllnern mögen die Rundungen der Damen aufgefallen sein, sie nahmen aber, Gott sei Dank, Abstand von einer Leibesvisitation. Hier an der Grenze von Marktredwitz mag es ähnlich zugegangen sein. Neben den ausgiebig schmuggelnden Burschen waren also auch Frauen rebellisch unterwegs.

Vor allem aber waren es junge Burschen, die in den Jahren vor dem letzten Weltkrieg hinüber- und herüberzogen, um die darbenende Bevölkerung mit allerhand Waren zu versorgen und selbst auch gut dabei zu verdienen. Diese Burschen, ebenso wie die Kleider schmuggelnden Frauen, bezeichne ich als soziale Rebellen im besten Sinn. Dazu gestatte ich mir ein paar Gedanken, die hier angebracht sind.

Es waren stets soziale Rebellen, die in Zeiten der Armut und wirtschaftlichen Krisen, wie sie gerade nach Kriegen entstehen, den Mut als Wilderer, Schmuggler oder auch „Räuber“ aufbrachten, um sich zu holen, was ihnen, ihrer Meinung nach, zu Unrecht verweigert wurde. Sie setzten sich über Rechtsnormen hinweg, um anderen zu helfen und selbst einigermaßen gut zu überleben.⁴ Schmuggeln ist also nicht nur Abenteuer und großes Geschäft, sondern hat, vorrangig in Zeiten der Not und Armut, auch etwas mit sozialer Rebellion zu tun. Schmuggeln wird insofern von der darbenenden Bevölkerung nicht als Verbrechen eingestuft, sondern als eine Tat, mit der man sich gegen die „Ungerechtigkeit“ des Staates wehrt.

So meinte auch eine alte Lustenauer Wirtin, mit der ich einmal über den Schmuggel in Vorarlberg sprach, dass Schmuggeln keine Sünde sei. Sie selbst habe auch ein wenig Zucker, Saccharin und Kaffee geschmuggelt.

Als soziale Rebellen sehe ich demnach Leute, die meist aus einer bäuerlichen Umgebung oder zumindest aus einer Welt der Armut

kommen und die es nicht dulden, dass ihnen durch Machthaber gewisse Verbote auferlegt sind. In klassischer Weise lehnten sie sich gegen die Feudalherren auf, die sie zwangen, Abgaben und Robote zu leisten. Sie wurden zu Räubern, die den Reichen und Besitzenden Dinge wegnahmen, die diese, ihrer Meinung nach, zu Unrecht besaßen. Einer der großen, sagenhaften Rebellen ist Robin Hood. Zu ihnen gehört aber auch der 1950 erschossene, sizilianische Bandit Salvatore Giuliano, der „König von Montelepre“ genannt wurde.

Gerade in Zeiten von Armut und wirtschaftlichen Krisen wird eine Tendenz zur epidemischen Vermehrung dieses Rebellentums sichtbar.⁵ Der soziale Rebell wehrt sich gegen den Landherren, der dem Bauern einen Großteil der Ernte wegnimmt, und gegen den aristokratischen Jäger, der ihm verbietet, das Wild zu schießen. Der soziale Rebell, wie ich ihn verstehe, ist kein Revolutionär oder Ideologe, der sich auf altes Recht beruft, wie etwa das der Jagd oder eben das Recht, mit Waren zu handeln, wo man will. Mit dem sozialen Rebellentum verbindet sich vielmehr auch der Traum von Freiheit. Einen solchen Traum träumt der Wilderer ebenso wie der Schmuggler, der sich über die Verbote des Warenverkehrs hinwegsetzt. Aber nicht jeder Schmuggler ist ein sozialer Rebell in diesem Sinn, sondern lediglich der, der aus einer ärmlichen, meist bäuerlichen Gesellschaft kommt und der begehrte Waren, wie Kaffee, Tabak oder Zucker, in eine Kultur der Armut einbringt, um so den Menschen zu helfen, die dort leben. Schmuggler dieser Art sind angesehene Leute. Sie sind die Helden der „Kleinen“, sie genießen die Sympathie der Bevölkerung, und sie können mit deren Unterstützung in ihrer Auseinandersetzung mit der Obrigkeit rechnen.

Bei den Gesprächen, die ich mit alten Schmugglern in Tirol führte, wurden die genannten Überlegungen bestätigt. Man betonte mit Nachdruck, dass es vor allem arme Bauern, Bauernknechte und Bauernsöhne waren, die als Schmuggler zu Geld zu kommen hofften. Es gab gera-

de in der Vorkriegszeit, auch in dieser Gegend des Bayerischen Waldes, sehr arme Bauern. Nicht alle wurden satt von dem, was Hof und Landwirtschaft boten. Hatte ein Bauer mehrere Söhne, so haben sich diese „um einen Nebenverdienst umgeschaut“ und gingen bereits in jungen Jahren schmuggeln. In gewisser Weise erinnern die Schmuggler an die alten Wildschützen, die ebenfalls versuchten, durch allerhand List ihren Mittagstisch und den ihrer Leute zu ergänzen. Dazu gehört Mut.

Diese soziale Rebellion der Schmuggler ist uralte. Vor dem Hintergrund der Armut, wie sie bis in die Zeit nach dem Krieg andauerte, sind die bemühten, wackeren Schmuggler zu verstehen. Daher waren sie bei den kleinen Leuten beliebt, denn man konnte bei ihnen billig einkaufen.

Schmuggler waren stolze Leute, die mit ihrem Handeln einen ursprünglichen Zustand wiederherstellten, in dem es ihnen besser ging.

Es ist die Armut, die den Schmuggler rechtfertigt. Er gleicht den früheren Wilderern, die aus Hungersnot heraus in die Wälder gingen und bei den armen Leuten hoch angesehen waren. Die Menschen wussten, wer ein Schmuggler war, aber keiner redete darüber. Den Mädchen war er nicht nur wegen seiner Verwegenheit sympathisch, sondern auch weil er stets Geld hatte, um sie ins Wirtshaus einzuladen, und ihnen begehrte Dinge, wie Kaffee und Zucker, liefern konnte.

Da das Schmuggeln der sozialen Rebellen eng mit dem Gemeinschaftsleben verknüpft war, galt es bereits für die jungen Burschen als Abenteuer. Sie sahen am Verhalten der Erwachsenen die Bedeutung des Schmuggels und ahmten die älteren Vorbilder, zum Teil mit Erfolg, nach.

Als ich mit dem Rad nahe der tschechischen Grenze fahre, stelle ich mir vor, wie junge Burschen heimlich über die Grenzen gingen, um sich und andere mit nahrhaften und wohltuenden Dingen zu versorgen.

Ihnen und der freundlichen Frau Kalbskopf, die mich auf die Idee gebracht hat, mich mit den Schmugglern zu befassen, gilt meine Sympathie. Auf ihr Wohl trinke ich einen Schluck Bier.

4. Tag – Von Marktredwitz nach Ilmenau

Geschlafen habe ich gut im Gasthaus „Zum Gambrinus“. Es ist schön, dass ein Wirtshaus nach dem heiligen Gambrinus, dem Schutzherrn des Bieres und der Biertrinker, benannt ist. Es zahlt sich aus, diesem Schutzpatron nachzugehen, schützt er doch ein willkommenes, isotenisches Getränk für Radfahrer.

GAMBRINUS, DER SCHUTZHERR VON WANDERERN, DIE GERNE BIER TRINKEN

Angeblich war dieser Gambrinus ein König von Flandern zur Zeit Karls des Großen. Das ist nicht richtig, wie ich zeigen werde. Bereits der römische Schriftsteller Tacitus, der in seiner „Germania“ das wilde und keusche Leben der Vorfahren der heutigen Deutschen beschreibt, erzählt von einem „Gambrivii“, einem germanischen Stamm. In Anlehnung daran erfand ein italienischer Humanist namens Annius einen gewissen „Gambrivius“, den er einfach zu einem germanischen Herrscher machte. Tatsächlich existiert hat er aber nie, dieser „Gambrivius“. Später wird aus dem „Gambrivius“, in den Versen eines gewissen Burkard Waldis, ein „Gambruius“.

Im Jahr 1574 schließlich taucht in einer Schrift eines Marcus van Vaernewijck aus Holland dieser „Gambruius“ auf, ein Abschreibfehler hatte sich eingeschlichen. So entstand der allseits beliebte „Gambrinus“, der bis heute gefeiert wird und nach dem dieses Wirtshaus benannt ist. Beim Namen „Gambrinus“ handelt es sich also nicht um eine Umwandlung von „Jan Primus“, wie ein 1294 verstorbener Herzog von Brabant hieß, sondern um einen gewöhnlichen Abschreibfehler. Burkard Waldis, dem Biergenuss offensichtlich nicht abgeneigt, war es

auch, der Gambrinus völlig willkürlich zum Schutzpatron des Bieres und der Biertrinker machte. Ursprünglich allerdings hatte es geheißsen, der – ebenfalls erfundene – König Marsus, der Vater des „Gambrivius“, sei es gewesen, der von den ägyptischen Gottheiten Isis und Osiris die Kunst des Brauens erlernt habe. So wurde Gambrinus zum Erfinder des Brauens und mehr noch auch zum Gründer von Hamburg, der „Gambrinus-Burg“, die durch ihr blühendes Brauereigewerbe berühmt werden sollte.

Gambrinus trat seinen Siegeszug an. Besondere Beliebtheit erfuhr er bei den Studenten, und so heißt es in einem alten Studentenlied unter anderem: „Es gibt kein schön'res Leben als Studentenleben, wie es Bacchus und Gambrinus schuf ...“

Die freundliche Wirtin hier im Gasthaus „Zum Gambrinus“ interessiert das nur nebenbei. Wichtig scheint ihr vielmehr, dass die Gäste zufrieden sind und im Sinne des Gambrinus gutes Bier trinken.

Ihr genügt, wie ihren wackeren Zechern auch, zu wissen, dass Gambrinus der edle Schutzpatron des Biers, seiner Hersteller und seiner Trinker ist. Ich verstehe das.

Ich wasche mich, ziehe meine Radfahrkleidung an und begeben mich in das gemütliche Gastzimmer, wo bereits ein anderer Gast auf sein Frühstück wartet. Wir beide sind die einzigen Gäste, die hier genächtigt haben. Ich bitte den Herrn, mich zu ihm setzen zu dürfen, und er ist einverstanden. Als ich Platz nehme, bemerke ich seine pikierte Miene und erfahre bald, was es damit auf sich hat. Ich frage ihn, ob er gut geschlafen habe, und er erzählt sein Problem:

„Ich hätte gut geschlafen, wenn Sie die Tür nicht immer so laut zugeschlagen hätten.“

Ich erinnere mich jetzt, als ich nach meinem Spaziergang in mein Zimmer gekommen war, die Tür nicht leise geschlossen zu haben. Mir ist die Sache peinlich, denn der Mann macht einen freundlichen Eindruck und

hat eine solche Behandlung nicht verdient. Er nimmt meine Entschuldigung an, und es entspinnt sich ein freundliches Gespräch. Ich stelle mich als Radfahrer vor, der weit umherzieht. Damit habe ich das Herz dieses Mannes gewonnen. Er berichtet mir von seinem Leben als Reisender in Ingenieursachen. Er selbst ist Ingenieur und blickt auf ein trinkfreudiges Studentenleben zurück. Das interessiert mich und ich sage:

„Ich fühle mich als Radfahrer der alten studentischen Kultur verbunden. Diese Kultur geht auf die alten Vaganten, die Herumziehenden im Mittelalter, zurück. Der wahre Radfahrer hat etwas Vagantisches an sich. Auf dem Fahrrad fühle ich mich als Vagabund, der aus eigener Kraft die Straßen und Dörfer kennenlernt, und das hat auch etwas mit Freiheit zu tun. Nicht umsonst haben einige der freiheitsliebenden Dichter des 19. Jahrhunderts in ihren Liedern die alten Vaganten als Symbole eines ungebundenen Lebens besungen.“

Mein Tischnachbar nickt mir zu und beginnt, Viktor von Scheffels herrliches Lied zu singen: *„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein, wer lange sitzt, muss rosten, den allerschönsten Sonnenschein lässt uns der Himmel kosten.“*

Das Lied schildert einen fahrenden Scholaren, der durstig in eine Einsiedelei eindringt, deren frommer Bewohner bei einer Schnitterin steht, um sich am guten Wein zu ergötzen. Es heißt in dem Lied:

„Hurra, die Pforte brech' ich auf und trinke, was ich finde, der heil'ge Veit von Staffelstein verzeih' mir Durst und Sünde.“

Wir gedenken dieses edlen Dichters und der herumziehenden Scholaren, die außerdem auch gewaltig sofften. Das tue ich nicht, aber mein tägliches Krügerl Bier am Abend brauche ich, denn es ist ein isotonisches Getränk. Meine Kolumne in der interessanten Radfahrerzeitschrift „Drahtesel“ unter der mich ehrenden Überschrift „Girtlers Freilauf“ beende ich immer mit einem Bier-Zutrunk. Ein Leser beklagte in einem Leserbrief diese meine Unsitte. Ich antwortete dem Schreiber in

einer eigenen Kolumne, in der ich erzählte, ich sei mit einem medizinisch gebildeten Radfahrerkollegen an einem heißen Tag unterwegs gewesen. Dieser Mann machte mich darauf aufmerksam, wenn man viel schwitze, solle man diverse isotonische Getränke, wie sie in Apotheken und Supermärkten angeboten werden, trinken. Das sei notwendig, um wieder Kraft zu tanken. Nach einer Pause fügte er hinzu: „Ich aber trinke solch' künstliches Zeug nicht.“ Wieder folgt eine Pause, dann sagte er bedächtig: „Ich trinke ein Glas Bier, wenn ich mich angestrengt habe, denn im Bier sind alle diese isotonischen Substanzen enthalten, die man braucht.“ Seither genehmige auch ich mir ein Bier, um mich nach körperlicher Anstrengung zu regenerieren, und pflege meine Kolumnen mit dem Hinweis zu schließen, ich würde ein kleines Glas voll des isotonischen Getränkes Bier auf das Wohlsein der Radfahrer trinken. Ich hoffe, der Schreiber des Leserbriefes ist nun zufrieden mit mir.

Ich verspreche dem Herrn, mit dem ich gemeinsam das bescheidene Frühstück einnahm, dass ich am heutigen Abend auf sein Wohlsein ein großes Glas Bier trinken werde. Das freut ihn. Wir reichen einander die Hände, und er wünscht mir noch viel Glück. Für eine kurze Zeitspanne waren wir uns bei unseren Gesprächen am Frühstückstisch nahe, jetzt trennen wir uns mit freundlichen Grüßen. In vagantischer Großmütigkeit wünschen wir einander einen schönen Tag, und ich fahre, nachdem ich bei der Wirtin mein Zimmer bezahlt und mein Rad aus dem Keller geholt habe, meines Weges.

Ich „velopediere“ aus dem netten Städtchen in der Nähe der tschechischen Grenze, kaufe mir in einem Supermarkt eine Kappe und fahre auf einer kleinen Straße Richtung Norden.

Ich überlege lange, welche Route ich in das Gebiet der ehemaligen DDR in Richtung Eisenach nehmen soll. Um dorthin zu kommen, peile ich die Stadt Saalfeld an. Vorher muss ich den Weg über Lobenstein nehmen und wähle Nebenstraßen, die über Marktleuthen, Schwarzenbach

an der Saale und Konradsreuth führen. Meine Fahrt geht bergauf und bergab. Es ist eine liebliche Gegend, die ich nun im Nationalpark „Fichtelgebirge“ kennenlerne. Ich radle am Rande dieses Gebirges dahin, in dem ich noch nie war, das mir aber seit meiner Gymnasialzeit vertraut ist.

Zu den wichtigsten Prüfungsfragen meines seligen Geografieprofessors gehörte die Frage nach der Begrenzung Böhmens. Das Fichtelgebirge ist, neben dem Elbsandsteingebirge, dem Riesengebirge, dem Glatzer Gebirgskessel, dem Lausitzer Gebirge und anderen Erdformationen, Teil der natürlichen Grenze Böhmens. Ich bin stolz darauf, dass mir noch einige andere Gebirgszüge einfallen, während ich in die Pedale trete und mich an den schönen Wäldern und lieblichen Dörfern erfreue. Ich erinnere mich auch, dass uns dieser Professor am Gymnasium Kremsmünster eine kleine Geschichte erzählt hat, damit wir uns die Namen der Grenzregion Böhmens besser merken. Einmal habe einer seiner Kollegen einen Schüler gefragt, von welchen Gebirgen Böhmen umgeben sei. Der Schüler nannte brav das Fichtelgebirge, das Riesengebirge und stockte dann. Daraufhin zeigte der Professor auf seine Glatze, um ihn an das „Glatzer Gebirge“ zu erinnern. Der Bursche lächelte dankbar und sagte: „Lausitzer Gebirge“. Er hatte also die Glatze seines Lehrers als Sitz der Läuse interpretiert. Der Professor soll, er war ein humorvoller Herr, schallend gelacht haben. Ich jedenfalls habe von dieser Geschichte profitiert und mir die Grenzen Böhmens gemerkt.

Ich radle nach Seblitz und nach Lichtenberg, obwohl ich eigentlich nach Blankenstein will, doch es gelingt mir nicht, dorthin zu kommen.

DER ALTE TODESSTREIFEN DER EHEMALIGEN DDR

An herrlichen Wäldern vorbei fahre ich auf Straßen, die in meiner Karte nicht auszunehmen oder nicht eingezeichnet sind. Ich bewege mich direkt an der alten Grenze zur ehemaligen DDR. Die Straße steigt wie-

der an und ich komme an einem Institut für Geigenspiel vorbei, das sich in einem abgelegenen Schlösschen befindet. Dann sause ich weiter die Straße hinab. Die Wälder entlang der Straße begleiten mich, den Radelnden, der sich in einer unberührten Landschaft befindet, wie ich sie selten gesehen habe. Ich genieße das frische Grün.

Nach einer Talfahrt steigt die Straße wieder an, die Wälder öffnen sich, ich schaue ins Land hinein und erblicke die ersten Häuser, die mich in ihrem Aussehen an die 1950er-Jahre erinnern. Fleißige Männer sind dabei, sie zu renovieren. Nun ist sicher, ich bin auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Vor dem ersten Haus bleibe ich stehen und frage einen der Männer, wo ich eigentlich sei. Der Herr mit dem schüttereren blonden Haar ist mir gleich sympathisch. Er erzählt in seinem Dialekt:

„Sie sind hier nicht weit von Blankenstein. Dieses Haus, vor dem wir stehen, war das letzte Haus am sogenannten Todesstreifen der DDR.“ Er zeigt zu den Wäldern, von denen ich kam: „Dort unten waren Grenzposten stationiert und Absperrungen angebracht, die jetzt bereits beseitigt worden sind.“ Hier hörte also damals für die Menschen der DDR die Welt auf, über den Todesstreifen konnte keiner fliehen. Hat aber doch einer die Flucht gewagt, so war seine Chance gering, lebendig in den Westen zu gelangen. Einen Vorteil hat der Todesstreifen heute, er ist ein Stück unberührter Natur in all den Jahren geblieben, ein Biotop. Jetzt führen neu angelegte Forstwege durch dieses naturbelassene Gebiet. Einen habe ich zufällig mit meinem Rad befahren und bin gut hier gelandet.

Es ist schon fast Mittag und ich frage den netten Herrn, wie ich denn nach Saalfeld komme, dem nächsten Etappenziel meines Tages. Da beginnt der Mann schallend zu lachen. Er meint, es könne nur ein Witz sein, wenn ich heute noch mit dem Fahrrad nach Saalfeld wolle. Er könne sich nicht vorstellen, solche Entfernungen radelnd zu bewäl-

tigen. Doch als ich ihm glaubwürdig berichte, dass ich bereits von Österreich hierher geradelt bin, erklärt er mir die Strecke.

Ich bedanke mich, radle aber nicht gleich weiter. Mich interessiert, wie die Menschen nach der sogenannten Wende heute leben. Mein Gesprächspartner, der erste auf dem Gebiet der ehemaligen DDR und daher besonders interessant, erzählt:

„Die Wende hat zwar einige Vorteile gebracht, aber auch große Nachteile, wie etwa die Arbeitslosigkeit. So etwas hat es früher nicht gegeben, jeder hatte seine Arbeit. Ich bin jetzt arbeitslos, und mein Bruder wurde aus der Fabrik, in der er jahrelang beschäftigt war, entlassen. Das ist traurig.“ Ich stimme ihm zu, erwähne aber noch, dass in DDR-Zeiten doch viel ruiniert worden sei, wie zum Beispiel im Bereich der Umwelt. Dieser Hinweis beeindruckt ihn nicht. Eine feste Arbeit wäre ihm und seinem Bruder lieber. Die Zeit, die sie nun als Arbeitslose haben, verbringen sie mit der Renovierung ihrer und anderer Häuser und verdienen dabei auch etwas. Immerhin, denke ich mir, Arbeit ist doch da, sie muss nur gefunden werden.

Ich verabschiede mich herzlich mit Handschlag, und weiter geht die Fahrt in Richtung Lobenstein. Die Wege, die ich befahre, sind schmal. Bald erreiche ich Lobenstein, einen schönen Ort mit Häusern, deren Eleganz noch zu erahnen ist. Eine Burg gibt es hier, die an Kriegszeiten und adlige Herrschaften erinnert. Die Ortsdurchfahrt ist mühsam auf dem guten alten Stöckelpflaster, das wohl jahrhundertealt ist. Ich werde auf meinem Rad ordentlich durchgebeutel. Für meine Reifen ist die Belastung groß, doch sie halten. Das alte Stöckelpflaster hat seinen eigenen Charme. Es erinnert an Pferdewagen mit lustigem Volk, das zu Fuß neben dem Gespann unterwegs war. Wenn es nach mir ginge, würde ich das alte Stöckelpflaster in den Dörfern und Städten belassen. Es hindert die Autofahrer, die hier seit der Wende immer mehr werden, an schnellen Fahrten, die Fußgänger und Radfahrer gefährden.

Am Stadtrand von Lobenstein stoße ich auf Trupps von Straßenarbeitern, die eifrig dabei sind, die Landstraßen der ehemaligen DDR zu erneuern. Diesen Aktivitäten stimme ich zu, denn gute Straßen verhelfen allen, auch mir, dem Radfahrer, schnell weiterzukommen.

Mir fällt auf, dass die Straßen zwischen den Orten bereits hervorragend sind, die Durchfahrtsstraßen noch nicht. An einer Straßenkreuzung frage ich einen Straßenarbeiter nach dem Weg nach Saalfeld. Ich bin auf seine Auskunft angewiesen, denn an Straßenschildern mangelt es noch. Der gute Mann dirigiert mich in eine Waldgegend. Ich danke und radle bergauf, wo eine Frau mit einem „dicken“ Auto am Straßenrand parkt. Ich frage sie, ob das die richtige Straße nach Saalfeld sei, und hoffe auf ihr Nicken, das mir Sicherheit geben soll, auf dem rechten Weg zu sein. Doch sie winkt ab und meint, ich müsse wieder zurück nach Lobenstein und eine andere Straße nehmen. Ärgerlich radle ich zurück und bin wütend auf den Straßenarbeiter, den ich wieder an der Kreuzung treffe. Er ist gerade dabei, mit Kollegen Schotter zur Seite zu schaufeln. Ich will mit ihm schimpfen, aber er sieht mir fragend entgegen, was ich denn schon wieder wolle. Ich fluche nicht, sondern erzähle von der Dame, die mich zurückgeschickt hat. Der Mann schüttelt den Kopf und sagt etwas Unverständliches über Frauen, das ich nicht wiedergeben kann. Er bestätigt, die Straße sei schon die richtige gewesen. Die andere führe aber auch nach Saalfeld, und die könne ich nun zur Abwechslung fahren, wenn sie auch nicht so schön sei. Der gute Mann wollte mir eine genüssliche Fahrt empfehlen, dafür sei ihm gedankt. Ich radle nun auf der anderen Straße, eben wegen der Abwechslung. Mir fallen die neuen Autos auf, die von den Leuten hier mit Stolz chauffiert werden. Es sind bislang nur wenige, die sich ein Auto leisten können, aber diese wenigen hauen ordentlich auf den Tisch.

Immerhin sind die Straßen hier angenehm zu befahren, vor allem für den Radfahrer. Der Autoverkehr in dieser Gegend hat noch lange nicht

das Aufkommen wie in Wien oder im Ruhrgebiet. Aber zu bemerken ist auch, dass die Autoindustrie des Westens in der ehemaligen DDR ihr Hoffungsgebiet sieht. Autos sind hier ein begehrtes Gut, denn sie wurden den Menschen in den letzten Jahrzehnten vorenthalten. Um zu einem „Trabi“, einem „Trabanten“, zu kommen – ein anderes Auto war ohnehin nicht verfügbar –, musste man jahrelang warten. Jetzt kann jeder, sofern er genügend Geld hat, sofort ein Auto kaufen. Die Sucht nach dem Auto befriedigen hier zum Teil die Autoschmuggler und Händler von Gebrauchtwagen. In jedem Dorf, durch das ich radle, fällt mir ein Autoverkaufsplatz auf, der meist in der Nähe der Kirche eingerichtet ist. Neben der heiligen Kirche befindet sich der heilige Platz der Autos.

Die Autos diktieren die Welt und ruinieren sie gleichzeitig. Es ist gewiss im Sinne der Autoindustrie, aber auch der gesamten Wirtschaft, die ja vom Transport lebt, dass das Straßennetz ausgebaut wird. Daher ließen die Politiker und Wirtschaftsleute nach dem Ende der ehemaligen DDR als Erstes gute Straßen bauen. Mir kann es recht sein. Noch ist es angenehm, hier zu radeln. Nur wenige Autos sind unterwegs, als ich in den späten Nachmittag hineinfahre.

Auch hier erinnern mich die lieblichen Dörfer und Ortschaften in ihrem Aussehen an die 1950er-Jahre. Es ist eine Fahrt in die Vergangenheit, hier in der ehemaligen DDR, die noch überall gegenwärtig ist. Die Leute waren ärmer, aber dafür bescheidener, wie ich glaube. Nun überzieht sie der Segen des Westens sturmflutartig. Überall neue Geschäfte, die Unternehmen im Westen gehören, wie etwa Depots für Getränke und diverse Supermärkte. In einem Dorf fällt mir eine kleine Hinweistafel auf, auf der ein Gartenzweig abgebildet ist. Ich verlangsame meine Fahrt und radle in den Hof des alten Hauses. Bald erscheint ein Mann um die fünfzig, dem ich von der Gartenzweigausstellung auf Schloss Trautenfels im Ennstal erzähle, an deren Katalog

ich mitgearbeitet habe. Den Mann beeindruckt das alles nicht sehr, er scheint misstrauisch gegenüber Westlern zu sein. Ich kann das verstehen und bitte ihn um einen Prospekt seiner Gartenzwerge, den er mir gibt.

Ich verspreche, mich zu melden, und überlege, ihm vielleicht zu schreiben. Sein Misstrauen gegenüber Westlern ist für mich nachvollziehbar, denn auf allen Gebieten, sogar auf denen der Wissenschaft, dringen Menschen aus dem Westen in die ehemalige DDR ein. Gleich Eroberern sind sie unterwegs, um ihre Kultur, zu der neue Wahrheiten und andere wirtschaftliche Ideen gehören, hier zu verbreiten. Der Mann mit den Gartenzwerge ist ein stolzer Herr aus der vergangenen Zeit, der offensichtlich darauf beharrt, dass seine Gartenzwerge, die noch aus Keramik sind, den Vergleich mit westlichen Gartenzwerge aus Plastik nicht zu scheuen brauchen. Ehrlich gesagt, mir sind die aus Keramik auch lieber, und vielleicht bestelle ich mir bei ihm einen lustigen Gartenzweig. Ich bedanke mich, und weiter geht meine Fahrt durch kleine Dörfer. Als ich endlich in Saalfeld bin, ist es schon spät. Ich will heute noch nach Ilmenau, um möglichst nahe an Kassel zu sein, wo ich übermorgen den Vortrag zu halten habe. Hier sind die Straßen schlecht ausgeschildert. Auf dem Stöckelpflaster hoppelnd und immer wieder nach dem Weg fragend, gelange ich auf die Straße nach Ilmenau. Ich trete ordentlich in die Pedale und rolle gegen zwanzig Uhr in Ilmenau ein, einem Ort, dem Goethe ein liebevolles Gedicht gewidmet hat.

Ilmenau ist noch unberührt von westdeutschen Hotelketten, und es hat sich seit der Wende auf dem Gebiet des Übernachtungssektors nicht viel geändert. Ich frage nach einem Hotel. Ein solches gäbe es noch nicht, meint ein junger Mann und verweist mich an eine kleine Pension, zu der ich fahre. Hoffnungsvoll läute ich an der Tür und ein freundlicher Herr öffnet. Leider hat er kein freies Zimmer, doch ich scheine ihm leid zu tun. Er telefoniert anhand einer Liste, auf der auch die Zimmerpreise festgehalten sind, mit einigen privaten Quartier-

gebern. Gleich der erste, bei dem er anruft, meint, er habe ein freies Zimmer, würde das aber für 25,- DM pro Nacht an mich vermieten, aber nicht für nur eine Nacht. Ich erkläre mich bereit, 35,- DM zu zahlen. Damit ist er einverstanden, und nun darf ich kommen. Typisch, denke ich mir, die Devise lautet, an den Leuten aus dem Westen könne man verdienen. Ich radle zu dem Haus in der Bahnhofstraße. Das Zimmer, das er mir anbietet, ist geräumig und gemütlich. Sogar duschen kann ich hier. Die 1950er-Jahre begegnen mir auch hier.

GASTHAUS, BIER UND DIE „STASI“

Vom Staub der Landstraße befreit, bummle ich durch Ilmenau, auf der Suche nach einem guten Gasthaus. Ich finde auch eines, das Gasthaus „Zur Post“, und setze mich an einen Tisch in der Ecke. Es ist gemütlich hier, nichts erinnert an die ehemalige DDR. Am Nebentisch sitzen einige Gäste, ein junger Wirt ist eifrig um sie bemüht. Mit freundlichen Worten kommt er zu mir, und ich bestelle eine Salatplatte und ein gutes Bier, auf das ich mich schon den ganzen Tag gefreut habe. Ein gutes Bier erweckt den müden Körper des Radlers zu neuem Leben. Das sage ich zum Wirt, der mir umgehend das isotonische Getränk serviert. Dankbar lasse ich es durch meine Kehle rinnen und denke dabei an den Herrn, der sich beklagt hat, ich würde meine Kolumne im „Drahtesel“ stets mit einem guten Trinkspruch auf das Bier beschließen. Wenn dieser Mann wüsste, welchen Genuss ein Bier am Ende einer langen Radtour verschafft. Ein Wohlgefühl durchfährt einen und man fühlt sich im siebenten Himmel. Bier ist fürwahr ein göttliches Getränk. Dankbar stelle ich das Glas auf den Tisch und beginne mit dem Wirt, der sich kurz zu mir stellt, ein Gespräch. Er hat bereits an meiner Sprache erkannt, dass ich aus Österreich komme. Ich lobe das Gasthaus und stolz erwidert er: „Dieses Gasthaus hat mein Vater vor der Wende, also

schon zu DDR-Zeiten, privat geführt.“ Ich staune, denn das scheint doch eher selten gewesen zu sein, was er bestätigt. Man sieht es dieser Stätte des Biergenusses auch an, dass sie nicht plötzlich nach der Wende aus dem Boden gestampft wurde, wie so viele andere Lokale, und ihr Aussehen behalten hat. Ich frage den Wirt, was er von der Wende halte. Er antwortet freundlich: „Ja, die hat uns viel gebracht, wir sind sehr froh, aber Probleme gibt es auch.“ Der Mann ist zufrieden, denn sein Geschäft geht gut. Wenn sich Leute ärgern, kommen sie auf ein Glas Bier, und wenn sie sich freuen, kommen sie auch, weiß er.

Am Nebentisch sitzen vier Männer, die angeregt diskutieren. Einer schimpft über die „Stasi“, den Sicherheitsdienst der DDR. Gerne würde ich mich zu ihnen setzen, vielleicht erfahre ich etwas über die Situation in diesem Teil Deutschlands. Mein Forschergeist ist erwacht. Ich sage dem Wirt, ich sei an einem Gespräch mit den Herren vom Nebentisch interessiert. Er nickt, geht zum Nebentisch und erzählt, ich sei ein Österreicher, ob ich mich zu ihnen setzen könne. Sie lächeln freundlich zu mir herüber und bitten mich zu sich an den Tisch. Ich setze mich mit meinem Bier zu ihnen und stelle mich als Radfahrer vor, der Deutschland kennenlernen will. Sie fragen nach meinem Beruf, und ich verweise auf meine Arbeitsstätte, die Wiener Universität. Dass jemand von dort mit dem Fahrrad hierherkommt, verwundert und freut sie. Zwei der Herren führen das Gespräch, die anderen beiden hören andächtig zu. Zu den Zuhörern gehöre nun auch ich, denn die beiden ersteren haben viel zu erzählen, als würden sie eine Last auf dem Herzen tragen. Einer von ihnen, ein Mittvierziger, sagt: „Wir beide haben viel gelitten.“ Er zeigt dabei auf seinen Nachbarn, einen Mann um die sechzig. „Wir waren eingesperrt, und ich saß vier Jahre wegen angeblicher Spionage im Gefängnis. Es war furchtbar.“ Sein Kollege ergänzt: „Mir ist es auch nicht besser ergangen, allerdings bin ich nur 15 Monate gesessen, die haben mir genügt.“ Beide machen den Eindruck, als ob sie aufrechte und gute Menschen seien.

Der Sechzigjährige erzählt, während er bedächtig seinen Bierkrug hinstellt: „Ich war Direktor eines Kombinats für Schuherzeugung. Ich habe mich in dem Betrieb um Menschenfreundlichkeit bemüht und den Fehler begangen, Vorgesetzte zu kritisieren. Fast alle hier haben mit der ‚Stasi‘ sympathisiert, denn man wollte einigermaßen gut leben. Das ging aber nur, wenn man mit der ‚Stasi‘ zusammengearbeitet hat. Es war furchtbar. So wurde ich angeschwärzt und schließlich eingesperrt.“ Der Jüngere der beiden ergänzt: „Ganz große Schweine gab es, die andere ans Messer geliefert haben. Zu diesen Schweinen gehörten auch Professoren an den Universitäten. Die haben fast alle mit der ‚Stasi‘, dem Staatssicherheitsdienst der DDR, sympathisiert. Ich habe im Gefängnis einen armen Mann kennengelernt, der zum Tode verurteilt war und später hingerichtet wurde, nur weil er angeblich spioniert hatte. Das war eine große Grausamkeit. Ich habe darüber ein Buch geschrieben.“ Das interessiert mich, und er verspricht, mir das Buch mit dem fürchterlichen Titel „Fallbeilerziehung“ zu schicken. Darin ist die ganze Grausamkeit des alten Systems mit seinem Staatssicherheitsdienst beschrieben. Diese „Stasi“ hat die Menschen regiert und ins Unglück gestoßen. Viele sympathisierten mit ihr, doch wahrhaftige Menschen mit offenen Herzen, wie meine beiden Kumpare, taten das nicht.

Ich erhebe auf ihr Wohlsein meinen Bierkrug und nehme einen kräftigen Schluck. Ein wohliges Gefühl durchströmt meinen Körper. Die Salatplatte, die mir der Wirt bringt, lasse ich mir gut schmecken und sammle neue Kräfte. Wir reden weiter über die Erniedrigung von Menschen, bei der viele mitgetan haben. Klaus Schmude, mein Tischgenosse und Autor des erwähnten Buches, ist einer, der wirklich gelitten hat. Er sagt nun etwas, das wie ein Widerspruch zu dem klingt, was er vorher sagte: „Obwohl die ehemalige DDR ein schlimmes System war, gab es einen Vorteil, den es heute nicht mehr gibt: Die Leute hielten mehr zusammen, die Solidarität war größer.“ Ich nicke und meine, das sei

wohl typisch für alle Zeiten, in denen es den Menschen schlecht geht und Krisen auftauchen. Man rückt näher zusammen und die gegenseitige Unterstützung ist groß, so wie sie das auch hier vor der Wende war. Noch lange sitzen wir zusammen, und ich erzähle von meiner Radtour und von Wien. Es ist fast Mitternacht, als wir uns verabschieden. Klaus Schmude wird mir schreiben und sein Buch schicken, ich werde ihn nächstes Jahr einmal nach Wien als Vortragenden einladen. Ich habe viel erfahren an diesem Abend, bedanke mich und wandere durch Ilmenau zu meinem Quartier, wo ich im ersten Stock residiere. Bevor ich einschlafe, kommen mir noch einige Gedanken.

Eine alte, starre Grenze, einen ehemaligen Todesstreifen habe ich heute überquert. Ich bemerkte sie kaum, diese Grenze, die schon beseitigt ist, eine Grenze, die auch eine Grenze von Wahrheiten darstellt. Vielen, die über diese Grenze in eine andere Wirklichkeit strebten, erging es schlecht. Man wollte nicht, dass die eigene Wahrheit infrage gestellt würde. Mit aller Brutalität wurde die eigene Wirklichkeit verteidigt. Was hier Recht war, war Recht schlechthin und absolut. Dann zerfiel dieses System, ebenso wie die Grenze, und neue Wahrheiten entstanden. Die alten, menschenverachtenden wurden auf den Abfallhaufen der Geschichte geworfen. Das war auch gut so, mein Zechkumpan Klaus Schmude profitierte davon.

BÖSEWICHTE UND HEITERE GELASSENHEIT

In dem Gespräch mit Herrn Schmude, dem großes Unglück in DDR-Zeiten widerfahren ist, wurde deutlich, wie fanatisch und mit welcher Brutalität Gesellschaften darangehen, ihre Wahrheiten als die einzig richtigen darzustellen. In der ehemaligen DDR wurden diese staatlichen Einengungsversuche besonders konsequent und brutal praktiziert.

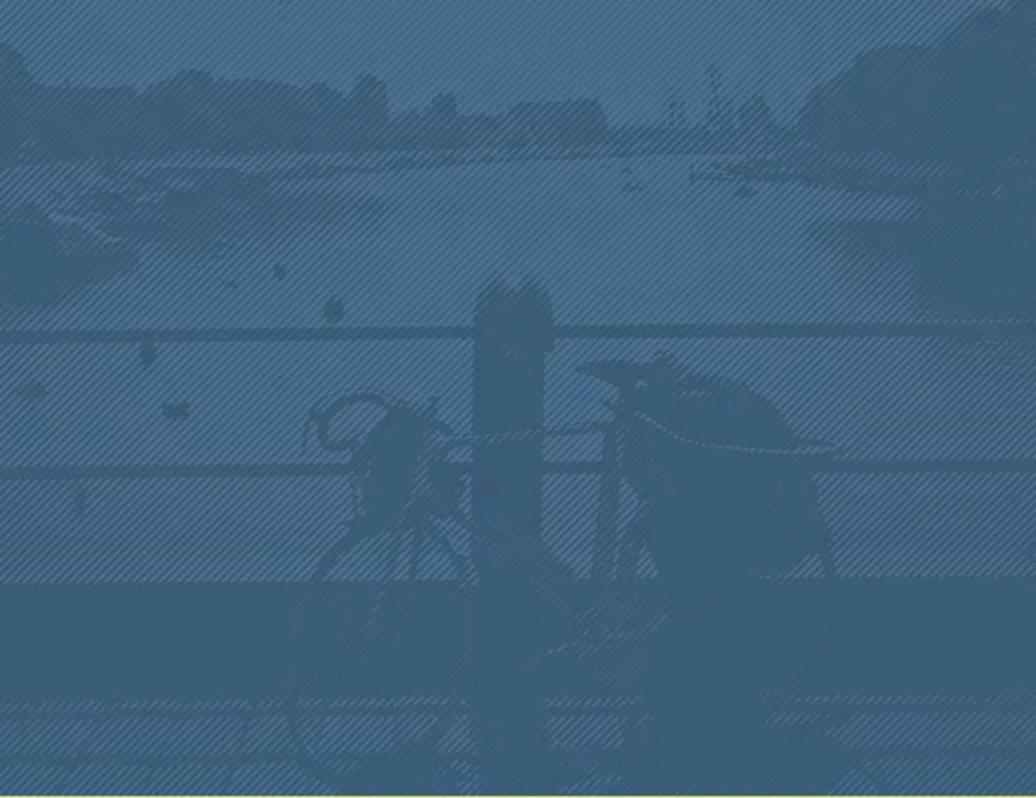
Aber Bevormundung findet sich in allen Bereichen, ob in Familien, in Schulen, auf Universitäten oder in politischen Parteien. Überall wird mehr oder weniger erfolgreich versucht, eine eigene Wahrheit zu entwickeln und alle, die diese Wahrheit infrage stellen, zu unterdrücken oder gar zu vernichten. Der Unterschied ist oft nur ein gradueller. Man kann sich das so vorstellen: Menschen im freien Westen werden von einer bestimmten Gruppe als schlecht oder schädlich dargestellt, weil sie Denkweisen oder Ideen vertreten, die im Widerspruch zu denen dieser Gruppe stehen. Klosterleute verdammen jene Brüder, die es wagen, ein Ordensgelübde, wie etwa das der Keuschheit, zu brechen. Kommunisten verfolgen jene mit Hass, die sich nicht scheuen, anderer Meinung zu sein. Wer sich nicht der gelebten Ideologie fügt, ist in ständiger Gefahr, als Bösewicht eingestuft und stigmatisiert zu werden, wie es dem armen Herrn Schmutde ergangen ist. Aber auch die sogenannte Freiheit des Westens schützt diejenigen nicht, die Aufsätze in Zeitungen schreiben, die von anderen, den selbst ernannten „Guten“, verabscheut und geächtet werden. Der Autor wird so zum Unanständigen, manchmal sogar zum Untragbaren, vor dem gewarnt wird. Ich spreche hier aus eigener Erfahrung. Wer geistig in engen Grenzen fixiert ist, neigt dazu, andere auszugrenzen. Wer jedoch, ähnlich einem Vagabunden, geistige und geografische Grenzen überschreitet, gewinnt an Horizont und Wissen. Die Offenheit gegenüber anderen Kulturen bringt der mit, der, durchaus in der Tradition der alten Herrenreiter, etwa als Radfahrer auf Tour geht. Ein vagabundierender Mensch, der immer wieder Grenzen überwindet, hat die Chance, Kulturen in ihrer Vielfalt kennenzulernen. Ihm ist klar, dass eine Gesellschaft keine Einheit darstellt, sondern aus einer Vielzahl von kleineren Kulturen und Randkulturen besteht. Kultur entsteht überall dort, wo Menschen sich zusammentun, um gemeinsam etwas zu erledigen. Das kann sich auf einer langen Schiffsreise unter der Mannschaft ebenso bilden wie in einer Klassengemeinschaft von wilden Schülern.

Überall werden einfache Wahrheiten entwickelt, die sich gegen andere, Außenstehende richten können und mit denen „Bösewichte“ abgegrenzt werden.

Der echte Fahrende steht über den einfachen Wahrheiten, denke ich als Radreisender, der beinahe täglich die Vielfalt der Wahrheiten und Kulturen erlebt, so wie auch heute am Biertisch.

Zum Thema Wahrheit kommt noch etwas anderes, mit dem ich mich in der Früh befasst habe. Es betrifft den Schutzpatron des Bieres und der Biertrinker, den edlen, geschichtlich nicht erfassbaren Gambrinus, der mich gerade wegen seiner unklaren Herkunft fasziniert und der so auch Symbol einer flatterhaften, heiteren Wahrheit ist. Ich verbinde Gambrinus mit dem Witz des Augenblicks, der etwas Göttliches an sich hat. Er erhebt den Menschen über das Tier, und in ihm liegt vielleicht die einzige Wahrheit, die des Großmuts und der heiteren Gelassenheit. Davon wussten auch die alten Bierbrauer.

Ein Grund mehr, warum ich meine regelmäßigen Glossen im „Drahtesel“ mit einem Gedanken an das Bier beende, was fast alle Zeitgenossen verstehen, auf die ich noch im Traum mein Glas Bier erhebe.



Drei Wochen, drei Länder und hunderte Kilometer. Roland Girtler tritt in die Pedale: Von Linz/Donau über Kassel und Hamburg bis nach Rügen. Zurück geht es über Berlin, Dresden und Znaïm nach Wien. Seine Reiseeindrücke kombiniert der Autor mit historischen Begebenheiten und kulturwissenschaftlichen Überlegungen. So ist ein unterhaltsames, lehrreiches und erfrischendes Buch entstanden.



ISBN 978-3-205-79537-7 | WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM